

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg.



Gute Freunde. Nach dem Gemälde von M. Schwarz.

## — Gute Freunde. —

[Zu nebenstehendem Bilde.]

Unzertrennlich wie die Kletten  
hängen beide aneinander,  
Sips, der Pinscher, und Klein-Lottchen —  
Immer trifft man sie selbender.

Auf den Treppen, durch die Gänge,  
Durch den Garten geht ihr Tollen.  
Ob die beiden je vernünftig  
Noch im Leben werden wollen? —

Lotte rümpft ihr festes Näschen:  
„Sips, was sagst Du zu der Frage?  
Nein, wir bleiben unvernünftig  
Und vertollen unsre Tage!“

u. k.

## — Das Battist-Tuch. —

Aus dem Russischen von Georg Albert.

[Schluß.]

[Nachdruck verboten.]

„Hat Ihre Gemahlin irgend eine große Unannehmlichkeit oder Gemütserschütterung gehabt?“ wandte sich der Arzt an den besorgten Ehemann.

Schurlow berichtete von dem Eindruck, den die Ermordung Uchanstis bei seiner Frau hervorgerufen hatte, und erzählte sogar von dem wunderbaren Traume. Der Arzt hörte ihn mit etwas spöttischem Gesichtsausdruck an und sagte: „Es ist leicht möglich, sehr leicht möglich.“ verschrieb Tropfen und empfahl äußerste Ruhe.

Als Schurlow abends in das Schlafzimmer trat, um nach seiner Frau zu sehen, fand er sie auf dem Bett liegend, angekleidet, beide Arme unter die dicke Masse ihrer Haarflechten geschoben, die Augen weit geöffnet und starr. Auf ihrem Gesicht lag der Ausdruck dumpfen, gleichsam in Erstarrung übergegangenen Leidens.

Schurlow blieb vor ihr mit hilflos-bekümmertem Ausdruck stehen. „Tut Dir denn nicht irgend etwas weh?“ fragte er.

„Ich bin nicht krank, es ist einfach nur eine nervöse Abspannung,“ antwortete Rimma. „Und ich wollte Dich bitten — willst Du nicht für diese

Nacht Dein Bett in Deinem Arbeitszimmer aufstellen lassen? Ich habe das Gefühl, als wäre es hier zu eng, zu wenig Luft. Wenn ich allein im Zimmer bin, schlafe ich vielleicht besser. Bitte, tu' mir den Gefallen."

"Gut, gut," stimmte Schurlov hastig zu.

Als Rimma sich allein sah, stand sie auf, stellte die Lampe weiter fort von ihrem Bett und schraubte sie herab, dann warf sie sich wiederum unentkleidet auf die Kissen und schloß die Augen.

Aber sie konnte nicht schlafen. Sie fühlte immer mehr eine unerträgliche Schwere im Kopf und eine unangenehme Schwäche im ganzen Körper. Ihre Augen brannten und in ihren Schläfen hämmerte es.

Ihr schien es, als sei sie zum Tode verurteilt und der Augenblick der Hinrichtung und zwar der allerschrecklichsten gekommen. Und gerade diese Hinrichtung hatte sie nicht erwartet, war nicht darauf vorbereitet gewesen. Sie galt ihrem zweiten Verbrechen, das aus dem ersten entstanden war.

Jetzt wurde durch sie das Leben einer jungen Frau vernichtet, die um des Verbrechens einer Fremden willen der Schmach preisgegeben wurde.

Ihr war, als hätte sie diese Frau schon früher gesehen. Ja freilich, es war jene Dame im schwarzen Domino, die auf dem Ball an Uchanski herangetreten war. Rimma glaubte noch jetzt die hohe, schlanke Gestalt zu sehen, das von der Maske bedeckte Köpfchen, das Büschel goldblonden Haares, das zwischen den Spitzen hervorbrang. Sie hatte eine schöne, wohlklingende Stimme, aus der Erregung und Verdruß hervorklang. Als sie weggegangen war, hob Uchanski ein Battisttuch auf, das sie fallen gelassen, und gab es Rimma. Dieses Tuch war mit den Anfangsbuchstaben der jungen Frau gezeichnet; und diese Zeichnung erschien nun als unwiderleglicher Beweis ihres Verbrechens.

Rimma öffnete die Augen, in der Hoffnung, die Schreckensgestalten, die sie peinigten, bannen zu können. Aber diese wichen nicht: der von einem Lichtmeer übergossene Ballsaal, Uchanskis Arbeitszimmer, dieser selbst, auf die Ottomane hingesunken, mit dem starren, gleichsam erstaunten Blick der brechenden Augen... und gleichzeitig, wie unabhängig von den Gesetzen über Zeit und Ort, die enge Gefängniszelle, ihre kahlen Wände, in der Ecke das elende Lager und auf diesem sie, diese unbekannte Frau, auf die ein verhängnisvoller Zufall Schmach und Pein um des Verbrechens einer Dritten willen geworfen hatte. Das einnehmende, bleiche Antlitz, mit dem Ausdruck unsäglicher Qual und dumpfer Verzweiflung...

Rimma erbebt am ganzen Leibe und verbarg das Gesicht in den Kissen. Aber der Spuk wollte nicht weichen. Sie wurde bald kalt, bald heiß und verging schier vor dem dumpfen Schmerz, der in allen Nerven wühlte.

Erst gegen Morgen sank sie in einen leichten Schlaf, der eher einer Erschöpfung glich. Aber selbst im Schlaf hatte sie die Empfindung, von dem widerlichen Gespenst gepeinigt zu werden.

\* \* \*

Inzwischen mühte sich Marjesnii ab in einem Wust von Widersprüchen, die ihn zu keiner Klarheit in der Untersuchungssache kommen ließen. Nach dem ersten Verhör der Frau Lopatschinskaja in der Untersuchungskammer fühlte er, wie die Ueberzeugung von ihrer Schuld mit einem Schlage ins Wanken geraten war. Ihre Berufung auf das Verlieren des Taschentuches hatte an sich in seinen Augen keine große Bedeutung; was ihn aber irre machte, war die unbeschreibliche Aufrichtigkeit im Ton ihrer Stimme und die ungekünstelte Verzweiflung. Er wurde stutzig vor der Augenscheinlichkeit der Verwunderung, die alles Vorgefallene hervorrief und die nicht erhehelt sein konnte. Seine langjährige Erfahrung hatte ihn gelehrt, den Verbrecher just auf den ersten Blick hin zu erkennen; im vorliegenden Falle aber fühlte er Zweifel in sich aufsteigen.

In einer großen Gesellschaft kann es allerdings sehr leicht geschehen, daß man sein Taschentuch verliert und ein fremdes aufhebt.

Aber der Verstand des Untersuchungsrichters sträubte sich dagegen, die Möglichkeit eines derartigen Spieles des Zufalles zuzugeben, der das verlorene Taschentuch gerade in die Hände derjenigen Frau führen sollte, die eine halbe Stunde später zur Mörderin wurde. Sollte wirklich eine Verbindung zwischen diesen Frauen bestehen? und was war es dann für eine?

Er ersuchte dringend Frau Lopatschinskaja, anzugeben, ob sich nicht ihr Verdacht auf irgend jemanden lenkte. Sie verneinte.

"Bedenken Sie, daß Sie sich vielleicht ins Verderben stürzen, wenn Sie sich von falscher Großmut leiten lassen," sagte er. "Wenn der wirkliche Mörder nicht gefunden wird, so wird der Beweis unwiderleglich gegen Sie sprechen."

"Ich weiß niemand zu nennen," antwortete sie traurig. "In Saale waren gegen tausend Personen. Den Verlust des Taschentuches bemerkte ich erst beim Hinausgehen."

"Traten Sie an irgend jemand heran, saßen Sie mit jemand zusammen?"

"Ich ging an Uchanski heran. Wir wechselten nur wenige Worte, da eine Maske bei ihm saß."

"Und Sie setzten sich auf einen Augenblick zu ihnen?"

"Nein, sie saßen und ich stand. Nach einer Minute schon ging ich fort."

"Erinnern Sie sich nicht, ob Sie während der Zeit das Taschentuch in Händen gehabt haben?"

"Es ist möglich, aber ich kann mich dessen nicht entsinnen."

"War die Maske, die bei Uchanski saß, Ihnen völlig unbekannt?"

"Vollkommen."

"Sind Sie ihnen nachher nicht gefolgt, sahen Sie nicht, ob sie zusammen wegfuhr?"

"Sie kamen mir aus dem Gesicht und ich habe sie nicht mehr angetroffen."

"Bermuten Sie, daß gerade diese Unbekannte Ihr Tuch aufgenommen hat, nachdem Sie weggegangen waren?"

Die junge Frau zuckte mit den Schultern. "Es ist sehr leicht möglich, aber ich weiß es nicht," antwortete sie.

"Können Sie gar nichts Näheres angeben, welcher Art jene Unbekannte war?"

"Mir schien es eine anständige Frau zu sein."

"Hat nichts an ihr Ihre Aufmerksamkeit erregt? Ist Ihnen nichts Besonderes aufgefallen?"

Frau Lopatschinskaja sann nach, dann sagte sie: "Mir fiel es auf, daß Uchanski sie mit einem Vornamen anredete, den man selten hört. Sie heißt Rimma."

Marjesnii schrieb den Namen auf. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß das von Frau Lopatschinskaja verlorene Taschentuch gerade von dieser Frau aufgehoben wurde. Sie, diese geheimnisvolle Maske, erschien ihm in seiner Einbildungskraft bereits als Hauptperson in dem blutigen Drama. Aber wie konnte man sie finden?

Einstweilen war die Stickerie auf dem Taschentuche das einzige Beweisstück gegen Frau Lopatschinskaja. Das ganze übrige Material, das sich in den Händen des Untersuchungsrichters angehäuft hatte, diente eher zu ihrer Entlastung. Der ehemalige Bürsche Uchanskis, Andruschka, erklärte, daß jenes "Fräulein" von kleinerem Wuchs gewesen sei; ihr Gesicht aber habe er nicht gesehen, da sie eine Maske davor gehabt habe. Aber hinsichtlich des Pelzes versicherte er positiv, daß der ihm vorgelegte nicht derselbe sei. Er sei ganz sicher darin, da er selber den Radmantel an die Wand gehängt habe, und sich seines Aussehens recht gut erinnere.

Eine sorgfältige Haussuchung in der Lopatschinskischen Wohnung ergab nichts Verdächtiges. Unter den im Schreibtisch der jungen Frau vorgefundenen Papieren war keine Zeile, die sich auf Uchanski bezog. Die Zeugen, die mit Rücksicht auf solche Beziehungen vorgeladen wurden, sagten durchweg zu Gunsten der Verhafteten aus.

Der erfahrene Untersuchungsrichter verlor fast den Kopf.

\* \* \*

Es war zwischen 10 und 11 Uhr vormittags. Marjesnii war soeben in seinem Arbeitszimmer angelangt und sah das Verzeichnis der Personen durch, die an diesem Tage vorgeladen waren. Da meldete der Gerichtsdiener, daß eine Dame ihn in einer höchst wichtigen Sache zu sprechen wünsche.

"Doch nicht etwa in der Sache Uchanskis?" durchfuhr es seinen Kopf. Er befahl, die Dame sofort hereinzuführen.

In das Zimmer trat eine junge Frau, ganz in Schwarz und dicht verschleiert. Unter dem Schleier schimmerten ein Gesicht von fast durchsichtiger Blässe und große, dunkle, matt glänzende Augen hervor.

Marjesnii verneigte sich. "Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er, indem er auf einen mit grünem Wachstuch überzogenen Sessel am Schreibtisch deutete.

"Ich wollte Ihnen eine Mitteilung machen in Sachen der Ermordung Uchanskis," sagte die Besucherin, indem sie sich mit dem ängstlichen Unbehagen einer Frau, die sich zum ersten Male in einem Gerichtszimmer befindet, in dem Gemache umfah.

"Ah, in Sachen der Ermordung Uchanskis!" wiederholte Marjesnii, indem er seinen sich rasch belebenden Blick auf ihre Augen und ihre Gesichtszüge heftete. "Sie heißen?"

"Schurlov, Rimma Alexandrowna."

Marjesnii wäre beinahe vom Stuhl aufgesprungen. "Rimma -- Rimma Alexandrowna?!" rief er. "Bitte sehr, ich stehe ganz zu Diensten!"

Die junge Frau sagte mit der Hand nach dem Knoten ihres Schleiers. Ihre Mundwinkel wurden von leichten Zuckungen bewegt. Sie atmete schwer.

"Ich möchte Sie bitten, den Schleier abzulegen, Sie werden dann bequemer sprechen können," sagte Marjesnii.

Rinna schlug den Schleier herauf und erbleichte noch mehr. „Ich las in den Zeitungen, daß der Ermordung Uchanski eine gewisse Frau Lopatschinskaja verdächtig, und daß sie verhaftet sei,“ begann Rimma mit kaum vernehmbarer Stimme.

„In den Zeitungen war der volle Name der Verhafteten nicht genannt,“ unterbrach der Untersuchungsrichter. „Kennen Sie sie persönlich?“

„Nein, ich kenne sie gar nicht,“ antwortete Rimma noch innerlich leise. „Aber ich weiß, daß sie vollständig unbeteiligt an diesem Verbrechen ist, daß der Verdacht infolge eines verhängnisvollen Zufalls auf sie gefallen ist. Und gerade davon wollte ich Ihnen Mitteilung machen.“

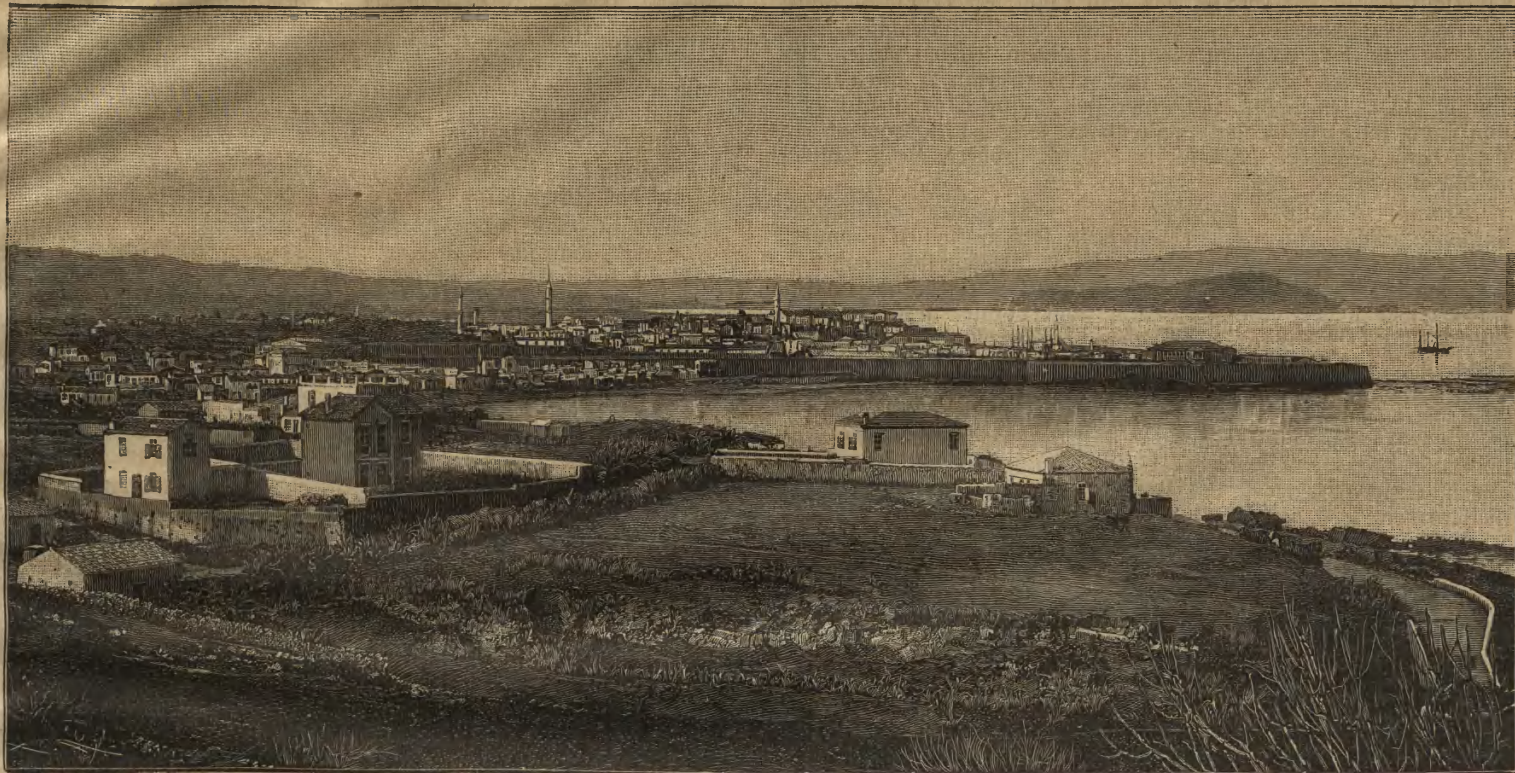
„Worauf gründet sich Ihre Mitteilung? Welchen verhängnisvollen Zufall meinen Sie?“ fragte Marjesnii in ruhigem, geschäftsmäßigem Tone, wiewohl seine Erregung beständig zunahm.

„Ich las . . . oder man erzählte mir . . . daß im Arbeitszimmer Uchanski im Kaminrohr ein blutiges Taschentuch gefunden wurde, mit den Buchstaben S. L. gezeichnet, das der Frau Lopatschinskaja gehören soll. Das Tuch gehörte ihr wirklich, aber sie hat es auf einem Maskenball verloren, wo es zufällig von einer anderen aufgehoben wurde . . .“

Marjesnii wandte kein Auge von ihr ab. „Und Sie kennen diese andere?“ unterbrach er sie fast flüsternd und näher an sie

und steckte es mechanisch in das Kaminrohr.“ — „Sie sagen, daß Sie sich verteidigten, daß Uchanski sich auf Sie geworfen habe; können Sie nicht angeben, welcher Art Ihre Beziehungen zu ihm waren?“

„Ich bin zu Ihnen gekommen um alles zu erzählen, ohne jeden Rückhalt,“ antwortete Rimma. „Mein Leben ist zerstört, ich kann mir nicht das früher genossene stille Glück zurückgeben, und ich will nicht eine andere ins Verderben stürzen. Ich werde alles sagen, hier, wie vor Gericht. Uchanski interessierte sich für mich, wie er sich stets für Frauen interessierte: launenhaft und ausschließlich materiell. Ich war ihm nicht willfährig; es entstand ein Kampf zwischen uns. Er verfolgte mich ohne Unterlaß, hysterisch, er bereitete seinen Sieg mit tausend kleinen Mitteln vor und entfaltete bei diesem Spiele eine wahrhaft teuflische Berechnung und Erfindungsgabe. Obwohl ich mir nichts Ernstliches vorzumerfen hatte, brachten es seine unaufhörlichen Drohungen dahin, daß ich in einer ununterbrochenen Furcht schwebte. Ich konnte alles von ihm erwarten: öffentlichen Skandal, Rache, Verleumdungen, Vergewaltigung. Ich zitterte nicht nur für mich, sondern auch für meinen Mann: unser Familienleben konnte jeden Augenblick vernichtet werden. Sie wundern sich vielleicht, daß ich mich bei derartigen Beziehungen zu Uchanski entschließen konnte, von dem Maskenballe aus zu ihm zu fahren? Nun, ich will Ihnen ausführlich, Schritt für Schritt, die ganze Geschichte jener Nacht er-



Kanea mit Hafen und Vorstadt Haleppa.

heranrückend. — Es vergingen einige Sekunden, ehe Rimma diese Frage beantwortete. Das Rucken ihrer Mundwinkel wurde stärker; sie hörte fast auf, zu atmen. Endlich machte sie eine letzte Anstrengung, richtete sich auf und sprach mit fester Stimme: „Ja, ich kenne sie. Ich war es.“

Marjesnii lehnte sich auf seinem Stuhle zurück. Seine bisher erregtes Gesicht nahm einen ruhigen, frengen Ausdruck an. „Sie haben Uchanski ermordet?“ fragte er in einem Tone, als handele es sich um die alltäglichste und gleichgiltigste Sache von der Welt.

In Rimmas Gesicht bebten nur noch die Augenwimpern; sie antwortete jetzt leise, aber ohne Zögern und mit fester Stimme: „Als Uchanski tot war, habe ich jenes Tuch in das Kaminrohr gesteckt. Ich wußte nicht, daß es ein fremdes Taschentuch sei.“

„Sie haben Uchanski ermordet?“ wiederholte Marjesnii mit unverändertem Tone.

„Ich weiß nicht, ob ich ihn ermordet habe,“ antwortete Rimma tonlos. „Ich verteidigte mich. In meiner Hand hatte ich einen Dolch; Uchanski hatte es mir selber vorgeschlagen, ihn an mich zu nehmen. Als er sich auf mich stürzte — ich weiß es nicht, was da vorging. Ich glaube, ich war nicht ganz bei Bewußtsein. Als ich zu mir kam, lag Uchanski sterbend auf der Ottomane. Der Dolch und meine Hand waren blutüberströmt. Ich zog ein Taschentuch hervor, wuschte damit meine Hand ab, sah mich im Zimmer um-

zählen, meine Auseinandersetzungen mit Uchanski, seine Bemühungen, mich mit dem Besitz meiner Briefe einzuschüchtern, endlich seinen Versuch, mir Gewalt anzutun, der mit einem Augenblick bewußtlosen Kampfes endigte, bei dem ich den Dolch in der Hand hielt . . . Bitte, geben Sie mir einen Schluck Wasser . . .“

Die junge Frau trank aus dem ihr gereichten Glase; dann teilte sie ruhig, ohne auch nur die Stimme zu verändern, dem Untersuchungsrichter alle Einzelheiten aus jener verhängnisvollen Nacht mit, die dem Leser bereits aus den ersten Kapiteln unserer Erzählung bekannt sind.

Sophie Lopatschinskaja wurde noch an demselben Tage aus der Haft entlassen.

Nach Verlauf von zwei Monaten wurde Rimma Schurlov vor das Bezirksgericht gestellt. Ruhig und fest und mit der Schlichtheit einer Herzensbeichte wiederholte sie ihre traurige Erzählung. Die Geschworenen fällten ein freisprechendes Urteil.

Tief ergriffen streckte ihr Schurlov, der völlig ergraut war und beängstigend abgehärmt ausah, beide Hände entgegen. Mit einem Aufschrei sank sie an seine Brust. Dieser Schrei bekundete wohl die Rückkehr ihrer alten Neigung für ihren Gatten, die im Leiden wiedererstanden war.

## — Eine Rettung. —

Skizze von B. Canter. Aus dem Holländischen übertragen von E. Otten.

(Nachdruck verboten.)

Das kleine Zimmer war ein altmodischer Raum, eine Sängerkabine, wie man sie in alten Amsterdamer Wohnungen so vielfach noch findet, anderwärts Entresol genannt. Die Fenster mit den kleinen Scheiben reichten von der niederen Decke bis auf den Boden. An den rot tapezierten Wänden hingen alte Delfter Teller mit tiefblauen Blumenornamenten, ein großer Regulator mit einem ruhigen Ticktac und ein paar Gemälde. Ein Schreibbureau aus Nußbaum im Stil Louis XV., ein Prunkschränkchen mit einer Glastür, dahinter silberne Nippesgegenstände, alte Tabatières, ein Paar Silhouetten in silbernen Rahmen, ein silbernes Körbchen mit Früchten aus farbigen Steinen, echt Marquise, und außerdem eine altmodische Bauernuhr in einer Schildpatthülse vervollständigte das Mobiliar.

In dieser altmodischen kleinen Kammer wohnte ein altmodisches kleines Männchen, das selber eine lebende Antiquität war. Unten wurde das Geschäft fortgeführt, das alte Geschäft mit Teer, Pech, Harpens und anderen Schiffsartikeln, das der alte Mann in seiner Jugend gegründet hatte. Er war nun schon seit Jahren nicht mehr darin tätig, aber es machte ihm noch immer Spaß, zu sehen, wie sich die Zahl der großen Schiffe der Binnenwasserflotte auf der Gracht, vor dem Quai, an dem das Haus lag, stets vermehrte. Sie warfen stets einen Blick hinauf und jedesmal erwiderte er ihren Gruß mit einem leichten Nicken des alten, verwitterten Kopfes. Hin und wieder, wenn er einen alten Schiffer sah, einen Mann aus seiner Zeit, schlug er leicht mit dem Kopf seiner hölzernen Tabakspfeife an die Scheiben, und wenn der Mann dann ausblickte, begrüßte er ihn mit größerer Lebhaftigkeit als die andern.

Einmal wöchentlich besuchte ich den Großvater mit seinem jüngsten Enkel, meinem Schulfreund, in seinem kleinen Zimmer. Sein wachsame Auge verließ uns nicht, er fürchtete stets, daß wir etwas beschädigen könnten. Nach seinen Antiquitäten fühlten wir keinerlei Verlangen; nur eine alte Reiterpistole und die alte Bauernuhr hätten wir für unser Leben gern besessen. Eines Tages fragte ich ihn, ob ich die Uhr mal in die Hand nehmen dürfe. Er öffnete behutsam die Glastür des kleinen Schränkchens, nahm die Uhr heraus und zeigte sie mir, indem er mit mir ans Fenster trat. Wenn die Schildpatthülse geöffnet wurde, lag die Uhr darin mit ihrem konvexen Patentglas und dem schön gearbeiteten ziselierten Deckel, wie der Kern einer großen Nuß. Die Ziselierarbeit auf dem Deckel stellte Neptun, auf einem Triton sitzend, dar.

„Hat diese Uhr Ihnen immer gehört?“

„Ich habe sie von meinem Großvater bekommen, als ich zwölf Jahre alt wurde, und damals war sie schon sehr alt.“

„Geht sie noch?“

„Nur — das glaube ich nicht. Ich habe sie in den letzten zehn Jahren nicht mehr aufgezogen.“

Er las das Verlangen in meinen Augen und sagte: „Ich hatte sie schon einmal verschenkt, aber nach seinem Tode hat seine Witwe sie mir zurückgegeben.“

„An einen Freund?“

„Ja, an einen Freund. Den hat sie nämlich von der Trunksucht geheilt.“

„Die Uhr?“

„Nein, ganz so einfach ist die Geschichte doch nicht, ich will sie Dir erzählen. Das ist nun schon vierzig Jahre her. Er war ein Binnenwasserschiffer und hatte meistens vier bis fünf Schiffe unterwegs. Aber nachdem er der Trunksucht verfallen war, war nichts mehr mit ihm anzufangen. Er vernachlässigte sein Geschäft, mußte ein Schiff nach dem anderen verkaufen und kam endlich zu mir mit der Bitte, ich möchte doch auf das einzige Schiff bieten, das er noch besaß und auf dem er selbst fuhr. Es war ein gutes Schiff, tadellos erhalten und lief ausgezeichnet. Ich wußte aber, daß das Geld, wenn ich es ihm in die Hände gäbe, ebenso wie alles andere innerhalb eines halben Jahres durchgebracht sein und daß er dann ganz verkommen würde. Seine Familie tat mir fürchtbar leid, seine Frau war ein Patenkind meiner Mutter, und wir hatten dieselbe Schule besucht.

Da fiel mir nachts plötzlich etwas ein. Ich wußte, daß er meine Uhr schon oft bewundert hatte. Wenn ich ihm nun mal ernstlich zuspräche und ihm die Uhr unter der Bedingung schenkte, daß er das Trinken ließe, vielleicht würde er dann endlich zur Einsicht kommen. Aber wer einmal der Trunksucht verfallen ist, kann

nur schwer davon geheilt werden. Nach drei Tagen war unser Freund schon wieder total betrunken und fiel mit einem Eimer voll Teer gerade vor meinem Hause vom Schiff in die Gracht. Seine Knechte zogen ihn heraus . . . ich sah es von meinem Fenster aus, und als sie ihn kaum glücklich an Land gebracht hatten, begann er wie ein Wahnsinniger um sich zu schlagen, wollte keine trockenen Kleider anziehen, lief in die Kneipe und trank da wieder so lange, bis er hinausgeworfen wurde.

Meine Leute hatten die Uhr aus seiner Tasche genommen und, Wunder über Wunder, sie war ganz trocken geblieben und lief regelmäßig weiter. Da kam mir ein glücklicher Gedanke. Ich ging nach einem sonnigen Platz und fing dort zwei große Pferdesiegen, die steckte ich lebend hinter das Uhrglas und legte die Uhr darauf wieder auf mein Pult.

„Wenn der Schiffer nun kommt, um seine Uhr zu holen,“ sagte ich zu meinen Leuten, „dann ruft Ihr mich. Ich gebe ihm dann die Uhr mit den Fliegen unter dem Glas. Wenn er fragt, was die Fliegen da zu bedeuten haben, so sagt Ihr, daß Ihr keine Fliegen seht. Dann wird er zu mir kommen und mich fragen, ob ich die Fliegen sehe. Ich sage ebenfalls, daß keine Fliegen da sind. Alles andere könnt Ihr mir überlassen.“

Gesagt, getan. Am nächsten Morgen kommt er in den Laden, und seine erste Frage gilt seiner Uhr. Die Knechte rufen mich. Ich nehme die Uhr von dem Pult und gebe sie ihm mit den Worten: „Du hast auch mehr Glück als Verstand, sie ist trocken geblieben und läuft noch.“

Er nimmt sie in die Hand, öffnet den Deckel und wirft einen Blick auf das Zifferblatt.

„Was ist das?“ fragt er mich.

„Was?“ sage ich.

„Nun, siehst Du da nichts . . . unter dem Glas?“

„Gewiß . . . Zeiger . . .“

„Nein, da . . . die Fliegen . . .“

„Fliegen? . . . Du bist wohl verrückt?“

„Was? Da sollen keine Fliegen unter dem Glas sitzen?“

„Mensch, Du hast wieder zu viel getrunken!“

„Unsinn, ich bin ganz nüchtern . . . ich habe heute noch keinen Tropfen getrunken, aber da sitzen zwei Fliegen . . .“ sagte er, indem er totenblaß wird und die Uhr in einer gewissen Entfernung von sich hält.

Er ruft die Knechte. Die kommen.

„Sag' mal, Ach, was sitzt hier unter dem Glas,“ fragt er.

„Was sollte da wohl sitzen . . . nichts . . .“

„Ist das wahr, Heine?“

„Aber sehen Sie mich doch nicht so komisch an, Schiffer . . . es ist nichts drunter, Sie können sich drauf verlassen.“

„Ist das wirklich wahr?“ fragte er mich nun wieder, mir voller Angst in die Augen blickend.

„Hör' mal, Du, laß Dir mal etwas von mir sagen, Du hast das Delirium . . .“

„Delirium . . . ich?“

„Weiß Gott . . . wenn Du schon Fliegen siehst . . .“

Er öffnete den Deckel und die Fliegen, froh, aus ihrer Gefangenschaft erlöst zu sein, sausen summend durch das kleine Zimmer und zum Fenster hinaus. . .

„Da sind sie,“ ruft er.

Die Knechte fangen an, ihn auszulachen. Ich bleibe ganz ernst.

„Nichts ist da. Weißt Du, was Du tun solltest? Zu Bett gehen und bis morgen früh liegen bleiben. . . Du hast ganz sicher einen Anfall von Delirium . . .“

Er schreckt, zitternd und fiebernd vor Angst, ging er auf sein Schiff, stieg in die Kajüte hinunter und kroch in seine Koje. Er blieb den ganzen Tag im Bett liegen. Des Nachts delirierte er, aber am nächsten Morgen ging es ihm besser und er hat nach dem fürchtbaren Schrecken nie mehr ein Glas getrunken.

Ich habe es später seiner Frau erzählt, die war mir grenzenlos dankbar, denn als er nicht mehr trank, wurde er wieder ein ganz anderer Mensch und seine Geschäfte gingen so gut wie früher. Als er vor anderthalb Jahren starb, hat seine Frau mir die Uhr zurückgebracht und ich möchte sie jetzt nicht gerne mehr missen . . .“

Er blickte ein paar Augenblicke aufmerksam auf das Zifferblatt, knipfte die Schildpatthülse zu und legte die Uhr darauf behutsam wieder auf ihren Platz in dem kleinen Glaschränkchen.



Grossvaters Liebling. Nach dem Gemälde von H. Sondermann.

O'Leary konnte sich im ersten Augenblick, als ihm diese Aussage des ganz einwandfreien Zeugen vorgehalten wurde, eines leisen Bitterns nicht erwehren. Aber er beherrschte sich doch sehr schnell und erklärte, der Zeuge müsse sich verirrt haben oder er sage vielleicht aus Animosität gegen ihn so aus, da er sich einmal über die Kinder des Kanzleirats bei dem Hauswirt beschwert habe. Diese letzte Angabe wurde allerdings als Tatsache festgestellt, daß sich aber der Kanzleirat, ein durchaus ehrenwerter Mann, durch diese Lappalie zu einer so schwerwiegenden Aussage hinreißen lassen würde, erschien vollkommen ausgeschlossen. Daß O'Leary von seinen Wirtsknechten noch so spät frisches Wasser gefordert, obgleich ihm doch, wie allabendlich, auch an jenem Abend eine Karaffe mit Trinkwasser in sein Zimmer gestellt worden und daß er dabei geflissentlich nach der Zeit gefragt hatte, wies auf die außerordentliche Verschlagenheit und den wohlüberlegten Plan hin, nach dem der Mörder gehandelt hatte. Es war ein sehr schlauer Schachzug gewesen, sich in dieser Weise einen Alibibeweis zu schaffen und wenn der über ihm wohnende Hausgenosse nicht zufällig vom Fenster aus stiller Zeuge des nächtlichen Ausflugs gewesen wäre, den O'Leary auf so merkwürdige Weise unternahm, so hätte hier die Anklage vor einem schwer zu lösenden Rätsel gestanden.

Die Anklagebehörde hatte nun leichtes Spiel. Das Verbrechen lag in allen Einzelheiten von seinen Ursachen und seiner Entstehung an bis zur vollbrachten Tat klar zu Tage und man mußte sich nur verwundern, wie es möglich gewesen war, gegen den armen schuldlosen Referendar zu einem verurteilenden Erkenntnis zu kommen.

Freilich — so äußerte der Staatsanwalt in seinem großen Plaidoyer vor dem Schwurgericht, das über O'Leary abzurteilen hatte — selten hatte der Anklagebehörde ein so raffinierter, schlauer, skrupelloser, kaltblütiger Verbrecher gegenübergestanden und selten hatte sie es mit einem so sensationellen, verwickelten Fall zu tun, wie es der Fall Kannenberg-O'Leary war.

Die Idee zu dem Verbrechen — so entwickelte der Staatsanwalt seine Ansicht, war in O'Leary in dem Augenblick entstanden, als ihm Weidner von seiner bevorstehenden Verlobung und seiner Absicht zu heiraten, erzählte, und den Plan, den Verdacht auf Referendar Kannenberg zu lenken und so neben seiner Habsucht auch zugleich seinem Rachegeleiste zu fröhnen, hatte der Verbrecher entworfen, als Kannenberg durch Assessor Steininger seine Herausforderung zum Duell an Weidner ergehen ließ. Mit großer List hatte er sich Kannenbergs Stilet und zugleich ein paar Bogen seines Schreibpapiers erschlichen, um mit verstellter Handschrift den mit G. K. unterzeichneten Brief zu schreiben, den er nach geschehenem Morde seinem Opfer in die Tasche schob.

Um dreiviertel zwölf war er vom Gartenfest im Gesellschaftshause aufgebrochen, nachdem er sich ostentativ von einigen Bekannten verabschiedet hatte, darauf war er, seinen Freund Weidner an der Seite Helene Mahrs wissend, im Geschwindschritt nach seiner Wohnung geeilt. Hier hatte er mit großer Geschicklichkeit seinen Alibibeweis vorbereitet und hatte dann, leise aus dem Fenster steigend, nach halbstündigem Aufenthalt sein Zimmer wieder verlassen, um sich schleunigst nach dem Stadtpark zu begeben und hier auf sein Opfer zu warten.

Später nach geschehenem Morde — so entwickelte der Staatsanwalt weiter — war nach zwei Uhr morgens schwerfällig der betrunkene Rabunde herantorkelt, war über Weidners Leiche gestolpert und hatte dieselbe beraubt. Und dann war der Mörder O'Leary in der Unruhe seines Herzens noch einmal zu dem Ermordeten zurückgekehrt und hatte mit Aerger wahrgenommen, daß der Tote beraubt worden war und daß sein schöner Plan, Kannenberg zu verdächtigen, in Gefahr geriet, zu mißlingen. Und ohne weiter zu überlegen, in dem instinktiven Orange, die Idee eines Raubmordes bei der Behörde gar nicht aufkommen zu lassen, sondern den Verdacht von vornherein mit aller Wucht auf Kannenberg zu lenken, hatte er seinem beraubten Opfer das eigene Portemonnaie und die eigene Uhr zugesteckt. Später bei ruhigerer Ueberlegung mochte er ja wohl eingesehen haben, daß ihm diese eilige, unüberlegte Handlung zum Verderben gereichen könnte, aber er war nicht mehr in der Lage gewesen, sie ungeschehen zu machen. Bei alledem war er in wunderbarer Weise vom Glück begünstigt gewesen, insofern als Rabunde, der Dieb, früher bei Weidner beschäftigt gewesen war, so daß O'Learys völlig frei erfundene Angabe, Rabunde habe Weidners Uhr aus dem Kontor entwendet und sei wegen Verdachts dieses Diebstahls entlassen worden, natürlich leicht Glauben fand. Außerordentlich zu statten gekommen war ihm dabei Rabundes Verhalten, der ja zwar an-

fangs, der Wahrheit gemäß, von seinem an der Leiche begangenen Diebstahl berichtet, dann aber, durch den Untersuchungsrichter eingeschüchtert, diese Aussage zurückgenommen und die ihm vom Untersuchungsrichter förmlich juggedierte Erklärung, er habe die Uhr Weidners bei dessen Lebzeiten gestohlen, als der Wahrheit entsprechend, wenn auch mit Widerstreben, bezeichnet hatte.

Die Jury gelangte schon nach kurzer Beratung zu einem „Schuldig des vorsätzlichen Mordes“ und O'Leary wurde, da mildernde Gründe nicht vorlagen, zum Tode verurteilt. Kurz vor seiner Hinrichtung legte er dem Prediger, der ihm mit seinem Zuspruch während der letzten Stunden zur Seite stand, ein volles Geständnis ab.

Ja, er hatte Weidner mit Ueberlegung ermordet, um sich den ihm im Testament zugeordneten Vermögensvorteil zu sichern und er hatte mit voller Berechnung, genau in der Weise, wie der Staatsanwalt in seinem Plaidoyer es entwickelt habe, den Verdacht auf den von ihm gefaßten Kannenberg gelenkt.

Zugleich mit O'Learys Verurteilung erfolgte Kannenbergs Freisprechung, der über ein halbes Jahr völlig unschuldig hinter Kerkermauern geschmachtet hatte.

Zwar war anfangs sein Gemüt noch verdüstert und sein Körper leidend, aber unter der liebevollen Pflege, die ihm im Elternhause zuteil wurde, richtete er sich seelisch und körperlich sehr rasch wieder auf. Von Nordenau, dem er am Tage seiner Freilassung den Rücken kehrte, wurde er nach Berlin an das Kammergericht versetzt.

Es war in der zweiten Woche seiner Rückkehr nach Berlin, als Erich Kannenberg das Detektivinstitut des Direktors May aufsuchte. Es war ihm ein Herzensbedürfnis, dem Detektiv, der so regen Eifer und eine so große Geschicklichkeit bei der Aufklärung des an ihm begangenen Justizirrtums bewiesen hatte, neben dem üblichen klingenden, materiellen Lohn mit warmen Worten seinen Dank zu spenden.

„Wissen Sie, Herr Referendar,“ erklärte Gollweck, einem plötzlich in ihm sich regenden Impulse nachgebend, „wer mich zuerst auf die rechte Spur gebracht und durch seine Mitteilungen in mir den Verdacht gegen O'Leary geweckt hatte?“

„Nun?“ fragte Erich Kannenberg neugierig.

„Helene Mahr. Sie war es, die mir von Ihrem Konflikt mit O'Leary erzählte und in mir so die Idee wachrief, es sei nicht bloßer Zufall, sondern das beabsichtigte Werk O'Learys gewesen, daß sich der Argwohn des Untersuchungsrichters auf Sie richtete. Sie hätten nur sehen sollen, wie glücklich die junge Dame war, als ich ihr gegenüber die Hoffnung aussprach, daß Sie Ehre und Freiheit bald wiedererlangen würden. Schon längst hatte sie bitter bereut, daß sie in jener schwachen Stunde den Glauben an Sie verloren hatte.“

Als Erich Kannenberg ein halbes Jahr später das Assessorexamen bestanden hatte, reiste er nach Nordenau. Direkt vom Bahnhof begab er sich in das Mahrsche Haus. Herr und Frau Mahr nahmen den Besuch aufs lebenswürdigste auf und es schien, als sei es ihnen eine Ehren- und Herzenssache, dem jungen Mann vergessen zu machen, daß sie es gewissermaßen gewesen, die einst die böse Wendung seines Geschicks verschuldet hatten. Und auch, als er nach dem Austausch der Begrüßungsworte ohne weitere Umschweife auf den eigentlichen Grund seiner Anwesenheit überging, hörten sie ihn freundlich an und Herr Mahr weigerte sich nicht mehr, ihm die Zukunft seiner Tochter anzuvertrauen.

Als Helene Mahr bald darauf von ihrer Mutter ins Zimmer gerufen wurde, zeigte sie zuerst eine Miene des Schreckens und tiefster Beschämung beim Anblick Erich Kannenbergs. Aber sie überzeugte sich rasch, daß er ihr nicht mehr Bitterkeit und Groll entgegenbrachte, denn von seinem Gesicht leuchtete ihr die alte Liebe entgegen. Und als ihr Vater ihre Hand ergriff und in die des Geliebten legte, warf sie sich mit einem Aufschrei seligen Entzückens an seine Brust.

An der Verlobung, die wenige Tage später in Anwesenheit beider Familien gefeiert wurde, nahm noch ein zweites glückliches Paar teil. Auch Paul Weidners und Sophie Kannenbergs Herzen hatten die gemeinsam durchlittenen schmerzlichen Aufregungen der letzten Monate zusammengeführt. Und so zeitigte der sensationelle Fall Kannenberg-O'Leary, der einst so schweren Kummer über die Familie Kannenberg gebracht hatte, schließlich in seinen Folgen noch Freude und Glück.

# Komtesse Fee.

Eine Novelle, der Wirklichkeit nach erzählt von R. Litten.

(Nachdruck verboten.)

In Dresden war's, in dem in den sechziger Jahren hochberühmten Pensionat der Madame de Bernard, wo ich zuerst erblickte. Meine Mutter, die mich — ihre Nette, welche bereits fünfzehnjährig, aber noch keineswegs ladylike — selbst der Gut von Madame übergeben, war soeben abgereist, und ich saß nun trostlos vor Trennungsweg und halb blind vor Tränen in einem Winkel des Zimmers, welches man mir angewiesen.

„Hier soll ich bleiben, in diesen engen vier Wänden, in der lauten, fremden Stadt, und gerade jetzt, wo es daheim in Luisenhof so schön war, wo der Frühling seinen Einzug hielt mit Sang und Klang, mit Blüten und Düften. Ach, die alte Kastanie, deren Zweige mir so oft ein lauschiges Versteck geboten, hatte schon mit glänzend braunen Knospen an das Fenster meines Stübchens gepocht, und als ich heute früh Abschied nehmend durch den Park lief, da neigten die zartgrünen Zweige und Sträucher sich mir zu, als wollten sie mich halten, und eine Verheerung schlang sich in die Höhe, gerade über meinem Kopfe, und sang und trillerte: „Geh' nicht! Bleib hier, bleib hier!“

Und diese, mein liebes, kleines Bonny, wie wehmütig hatte es mich angeschaut, als ich zum letztenmal die Arme um seinen Hals schlang und meine Tränen dabei auf seine Nase fielen! Wie abwehrend hatte es den Kopf geschüttelt, als ich schluchzte: „Lebe wohl, diese! Ich muß jetzt fort, ich soll in die Stadt, um eine Dame zu werden!“ O, und ich werde nie eine Dame, ich weiß es! Ich will es auch gar nicht, ich will zurück nach Luisenhof, wenn auch Papa mich und meine vier Brüder bis in alle Ewigkeit vorstellt: „Meine fünf Tungen!“

„Ja, ich will zurück, bei nächster Gelegenheit — heute noch, und sollte ich die fünf Meilen bis nach Hause zu Fuß laufen. Ich will doch sehen, ob sie dann das Herz haben, mich fortzuschicken!“

Ich sah mich im Geiste eines dunklen stürmischen Abends am Schloßtor von Luisenhof stehen: meine Füße blutend, mein Haar, dessen schützende Hülle der Sturmwind längst entführt, zerzaust, meine Wangen totenblau; meine zitternden Hände können kaum die Glocke ziehen. O, es ist entsetzlich! Das Mitleid mit mir selbst überwältigt mich: ich schlage beide Hände vors Gesicht und schluchze noch lauter wie bisher.

Die Türe wird geöffnet, Schritte kommen auf mich zu. Gewiß Madame de Bernard, die mir vorhin gesagt: „Ich hoffe, liebe Käthe, Sie leben sich bald bei uns ein und gewöhnen sich daran, mich ein wenig als ihre Mutter zu betrachten.“ Sie meine Mutter! Mama ist blond und voll, und Madame so gelb und hager.

Die Schritte entfernen sich und: „Komteschen! Komtesse Fee!“ höre ich draußen in dem Gang rufen. „Hier bin ich, Martha, was gibt's?“ schallt es zurück und so frisch und silberhell, daß mein Weinen unwillkürlich leiser wird. „Willst Du nicht zu ihr gehen, Fee? Sie sitzt noch immer drinnen im Winkel und weint so schrecklich; sie sah nicht einmal auf, als ich ins Zimmer trat.“

„Lustig mit leichtem Sinn, immer durchs Leben hin,“ sang die Silberstimme, wieder wurde die Türe geöffnet, ein paar nahende Schritte, und dann legte sich eine Hand leicht auf meine Schulter. Wer wagte es, mich zu stören, bevor Papa mich, die Sinkende, aufgefangen, ins Schloß getragen und mir feierlich geschworen, mich nie wieder fortzuschicken? Ich nahm widerwillig die Hände vom Gesicht — ließ sie aber rasch vollends sinken und schaute mit weit geöffneten Augen auf das lächelnde, entzückend schöne Geschöpf, das vor mir stand.

Es war ein Mädchen auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, groß und schlank gebaut und mit einem Antlitz, wie ich es nie vorher in meinem jungen Leben geschaut. Es war zart, nur eben angehaucht von rosiger Farbe, unwallt von dichten, blonden Locken, beleuchtet von tiefblauen, strahlenden Augen, zu denen schwarze Wimpern und Brauen einen wunderbaren Kontrast bildeten.

Und der Ausdruck in dem jungen Gesicht! So strahlend, süß und sonnig, wie ihn wohl ein Maler in seinen Künstlerträumen dem Lenz, der Freude, die er personifizieren will, geben möchte.

Damals freilich empfand ich den schönen Anblick noch nicht so, viel eher zauberte er mir die Feen und Elfen meiner alten Märchenbücher vor Augen; aber mein Schönheitsfimmel war von jeher stark ausgeprägt, und so schaute ich denn auf das liebreizende Wesen und sagte andächtig: „Wie schön Sie sind! Wie wunderschön!“

Sie erröthete purpurn, dann lachte sie hell und melodisch auf. „Entschuldige, meine liebe Pensions- und Stuben-Gefährtin, — Du bist nämlich nicht Alleinherrscherin in diesem jungfräulichen Reich, mußt Du wissen; ich teile es mit Dir — daß ich mich gleich mit Berichtigungen bei Dir einführe. Erstens nennen wir Mädchen, die das Jatum für kürzere oder längere Zeit unter die schützenden Flügel der mütterlichen Henne, unserer lieben Madame de

Bernard, bereint, uns gewöhnlich nach altem, weisem Brauche mit dem traulichen Du, und zweitens bin ich nicht schön, nur immer heiter. Oder glaubst Du, daß rotgeweinete Augen und ein ebensolches Mäschen mich nicht auch trübselig erscheinen ließen, wie Dich augenblicklich? Setz aber rüde ein wenig weiter in Deinem Sorgenwinkelchen — so; und nun erzähle mir, was Dich so traurig macht.“

Da waren sie richtig wieder, die dummen Tränen, aber ehe sie noch über die Wangen rollen konnten, hatte das schöne Mädchen seinen Arm um mich gelegt.

„Du sehnst Dich nach Hause, nicht wahr, Käthechen — Du heißest doch so? Käthe von Horn — und möchtest am liebsten auf und davon?“

Ich sah sie verwundert an und nickte heftig.

„Ja, siehst Du, so ist es auch mir gegangen, als ich zum ersten Mal in die Fremde kam. Ich war sehr fassungslos und konnte es nicht begreifen, wie die Eltern von ihrem einzigen Kinde, ihrer kleinen verhätschelten Fee, sich trennen konnten.“

Ein leichter Schatten flog über ihr reizendes Gesicht. Sie fuhr fort: „Ich kann es noch heute nicht. Ich war ja zu Hause, auf unserm Landhause im Westen Englands, so gut aufgehoben bei meiner Miß Steward und wirklich nicht das, was man ein schwer zu erziehendes Kind nennt. Ich tat alles, was ich dem lieben Papa und meiner angebeteten Mutter an den Augen absehen konnte, ich besinne mich auch nicht, daß sie jemals unzufrieden mit mir waren.“

Sie schwieg ein Weilchen, dann schüttelte sie ihr schimmerndes Gelock und lachte fröhlich auf. „Ist das nicht drollig? Da will ich Dir Trost einsprechen und werde selbst sentimental. Ein seltsamer Fall übrigens bei mir! Ich bin immer lustig und möchte immer lachen und singen. Es ist doch auch zu schön auf der Welt, und ich begreife nicht, daß es Menschen gibt, die allen Ernstes von einem irdischen Jammertal sprechen können. Die Armen müssen keinen Sonnenschein, keinen Blumenduft und Vogelklang kennen — vor allen Dingen nie im Leben Ferien gehabt haben. Die letzten verlebte ich mit den Eltern in Paris; es war eine himmlisch schöne Zeit. . . Nun sei aber nicht so stumm, Käthechen, erzähle mir von Deinem home, Deinen Eltern und Geschwistern. Du hast doch Geschwister oder bist Du die Einzige, wie ich?“

„Ich die Einzige?“ Ich mußte trotz meiner feuchten Augen hell auflachen, als ich an die vier wilden Zungen daheim und unser niedliches kleines Baby dachte. Und dann erzählte ich von ihnen allen, unsern Spielen und täglichen Ritten, den Tugenden meiner treuen Niese, und als bald darauf die Tischglocke erkante, folgte ich vergnügt und hatte völlig vergessen, daß ich vor kaum einer Stunde das unglücklichste Menschenkind gewesen und romantische Fluchtpläne geschmiedet hatte.

Wenn ich letztere nie zur Ausführung brachte, im Gegenteil gern im Institut blieb und bald zufriedene Episteln an meine erfreuten Eltern sandte, war es, wenigstens für die erste Zeit, das ausschließliche Verdienst von Komtesse Fee oder „Komteschen“, wie sie allgemein genannt wurde. Ich hatte mich mit der schwärmerischen Znnigkeit meiner fünfzehn Jahre an sie angeschlossen und fühlte mich beglückt und gehoben, daß sie, die ein volles Jahr — damals ein ungeheurer Zeitbegriff für mich — älter wie ich war, mich ihres Verkehrs würdigte. Ich stand aber mit dieser meiner Schwärmerei keineswegs vereinzelt da, im Gegenteil: das ganze Pensionat — unsere Lehrer und Lehrerinnen nicht ausgeschlossen — teilte sie mit mir. Wo Fee — sie hieß mit ihrem vollen Namen: Komtesse Felicitas von Trnitz — erschien, gab es frohe Gesichter, verstummte Streit und kleinliches Geschwätz. Es war, als ob ihre Schönheit, ihr sonniges Lächeln, ihre ideale Auffassung von Welt und Menschen einen Kreis um sie zögen, den Unangenehmes oder Widerwärtiges nicht durchbrechen konnte, der ihr eine Ausnahmestellung schuf unter den Menschen. Ich habe nie, weder vorher noch nachher in meinem Leben ein Wesen gesehen, das so zur Freude, zum Glück geschaffen schien, dem alle Herzen so im Sturm entgegenflogen, wie ihr.

Am hinreichendsten war sie am Klavier, oder wenn sie sang. Sie hatte besonders für Gesang eine seltene Begabung und verstand Alt und Jung durch ihre wunderbare Stimme in Entzücken zu versetzen.

„Die geborene Künstlerin!“ hörten wir oft den Professor Braun, der den Musik- und Gesangunterricht im Institut leitete, murmeln. Ich sehe ihn noch, den alten Herrn, wie er verklärt lauschte, wie er den Kopf mit der braunen Perücke hin- und herbewegte, wenn Felicitas sang.

„Sie müssen Künstlerin werden, Komteschen, Sie müssen!“ rief er ihr einst, mitten in der Stunde, ganz begeistert zu.

(Fortsetzung folgt.)

## \* Gemeinnütziges. \*

**Mayonnaise.** (Auf dem Feuer zu bereiten.) 8 Eigelbe nebst einer Tasse voll Fleischbrühe werden in einem Topf, welcher in kochendem Wasser steht, gequirlt und sobald sich die Masse erwärmt hat, 4 Eßlöffel voll Estragoneffig und 4 Löffel voll bestes Probenceröl hineingetränkelt, mit Salz und sehr wenig Zitronensaft abgeschmeckt und nachdem es am Feuer steif geworden ist, heruntergenommen, aber noch bis zum Erkalten weiter gerührt. Erst ganz kurz vor dem Anrichten wird diese Masse über Fleisch oder Fisch gegeben.

**Waschanstrüpfel in Gelee.** Die zur Verwendung kommenden Früchte sollen von mittlerer Größe und ausgefucht fehlerlos sein. Man schäle sie, lasse sie mit Wein, Wasser, einem Stückchen Zimmitrinde, Zitronengelb und Zucker weich dünsten, lege die Apfelschälten dann auf einen Keller (aus dem Saft) heraus, bestede sie mit in Streifen geschnittenen, geschälten Mandeln, lasse den Saft mit noch mehr Zusatz von Zucker noch 25—30 Minuten einkochen, feihe ihn dann durch ein feines Haarsieb über die Apfelschälten, die man auf Eis- oder an einem kühlen Platz sulzen läßt. Vor dem Auftragen garniert man die Zwischenräume der Schüssel mit kleinen Geleewürfeln von Johannis- oder Himbeeren.

**Gerührte Pastete.** (Märkisches Rezept.) Zutaten zu dieser Pastete sind: Gänselebern, nach Bedarf auch etwas Kalbsleber und Kalbszunge. Die Kalbszungen werden in Salzwasser abgekocht, die Lebern gehäutet und dann roh in Stücke geschnitten, alles, was von den Lebern keine glatten Stücke ergibt, wird durch ein Haarsieb getrieben, um später zu Farce verwendet zu werden. Man nimmt nun einen Teil der durchgeseihten Zungenbrühe, die farcierte Leber, eine Messerspitze voll feingewiegte Kokambole, etwas geriebene Perlzwiebel, etwas Moufferons und Trüffeln nach Geschmack, Pastetenpulver, wie es in Delikatessenhandlungen vorrätig gehalten wird, wenn man solches hat, sonst verschiedene Gewürz, fein gestoßen, tut die rohen Leberstücke, wie die gekochten Zungenstücke mit Brühe und Gewürzen in einen breiten Bunzlauer Topf und rührt alles eine Zeitlang über Feuer. Man tut dies so lange, bis man denkt, daß die Leberstücke immer noch etwas rösig sind, was je nach der Größe der Leberstücke längere oder kürzere Zeit dauert und streicht dann eine irdene oder rheinische gerippte Tonform mit halb Schweinefett, halb Gänsefett, oder noch besser Kalbsfett von gemästeten Kälbern ziemlich fett aus und läßt das abgerührte Gemisch erst etwas abrauchen, bevor man es in die Form gießt. Ist die Pastete in der Form erkaltet, so gießt man zerlassenes Fett von derselben Art, womit die Form ausgeschmiert ist, obenauf und hebt nun die Formen an einem kühlen Orte auf, wo sie sich mehrere Wochen lang halten. Beim Gebrauch wird ein in heißes Wasser getauchtes Tuch um die Form gelegt, dieselbe dann ausgestürzt und mit Spitz und harten Eiern oder sonst nach Wunsch mit Essig und Del oder einer Remouladesauce zu Tisch gebracht.

**Wederstübe widerstandsfähiger zu machen.** Zur besseren Erhaltung des Leders empfiehlt es sich, Schuhwerk, wenn es neu ist, ganz (auch die Sohlen) mit Del, Fett oder bestem Vaselin einzureiben und in nicht großer Hitze zu trocknen.

## \* Nachtsich. \*

### 1. Skataufgabe.



Vorhand spielt Grand auf obige Karte. Im Skat liegen Pik=Acht, Sieben. Können die Karten so verteilt sein, daß der Spieler verliert muß, wenn er zuerst beide Duben und dann Pik und Herzen abzieht?

### 2. Rätsel.

Hast Du das Wort als Substantiv,  
Sei immer auf Deiner Hut!  
Nicht immer ist ja in der Welt  
Beständig Geld und Gut.

Und hüt Dich, daß das Wort Dir nicht  
Einst werde zum Verderb!  
Verwend es weise, halte Maß!  
Wirst Dns das Wort als Verb?

### 3. Silbenrätsel.

Aus folgenden 16 Silben sollen sechs Worte gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwärts gelesen, Vor- und Zunamen einer Klaviervirtuosin ergeben.

a cu dor e et ham il len let mum o per po sa se te.

Es bezeichnet: 1. einen Wind, 2. ein Theaterstück, 3. ein osteuropäisches Land, 4. eine bekannte Tragödie, 5. ein Flüsschen am Harz, 6. eine südamerikanische Republik.

### 4. Logogriph.

Auf leicht bewegten zarten Schwingen  
Steig gaukelnd ich empor zur Luft,  
Ich bin kein Vogel, kann nicht singen,  
Mich reizt allein der Blumen Duft.

Wenn ihr mich köpft, so wird sich zeigen  
Ein Wort in anderer Gestalt,  
Ein jeder möcht es gern erreichen,  
Nur kommt es manchem gar zu bald.

### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Körper der Kellnerin wird von den Ästen des links stehenden Baumes gebildet.
2. Kinderfrau.
3. Marius, Eric, Perida, Arion, Darius, Erica, Terrine, Tarisa, Arria, Malabetta.

## \* Lustiges. \*

### Unbegreiflich.



Kleine Komtesse (in der väterlichen Baumschule): „Papa, wie kann ein ganz gewöhnlicher Gärtner nur die Bäume veredeln?“

### Abgeblizt.

Junges Mädchen: „Was kostet der Meter von diesem Sammet?“

Kommiss (verliebt): „Für Sie mein Fräulein nur einen Kuß.“

Junges Mädchen: „So? Nun, dann schneiden Sie mir wohl fünf Meter davon ab! Die Rechnung zahlt meine Großmutter.“

### Gefährliche Behauptung.

„Da Gänsebraten mein Leibgericht ist,“ erzählt eine junge Frau im Kreise ihrer Bekannten, „wollte ich an meinem ersten Geburtstag in der Ehe mir diesen Genuß bereiten. Die Gans war allerdings sehr hart . . . aber ich bin eben eben Ende Januar geboren und das ist für Gänse doch etwas spät!“

### Schlan.

Die Jungen sind ungezogen gewesen. Der Vater erscheint mit dem Stode und nimmt zuerst den kleinen Fritz vor. „Vater, Vater!“ schreit dieser unter den Hieben, „schon Dich doch! . . . Franz und Heinrich kommen ja auch noch dran!“

### Pietätvoll.

„Herr Mehlgruber, Ihr Stod gefällt mir ausgezeichnet, den müßens mir verkaufen.“

„Geht nüt, lieber Herr, geht nüt, der Stod ist ein altes Familienstück, mit dem hat schon mein Großvater die Großmutter gehaut.“

### Auch ein Verus.

„Was für ein Glück der junge X. bloß hat; schon zwei reiche Onkels hat er beerbt.“

„Was wollen Sie — das ist ja sein Geschäft.“

### Ein teures Bad.

Mr. Fog hat das Unglück, in den im Hofe des Hotels befindlichen Springbrunnen zu stürzen. Sofort schreibt der Oberkellner auf die Rechnung deselben: „Ein kaltes Bad 5 Mark!“

### Immer praktisch.

„Minna, damit Sie gleich wissen: ich habe das vorige Mädchen entlassen müssen, weil sie einen Ulanen zum Schak hatte.“

Minna: „Madame, wie wärs denn dann mit einem Ullollesristen?“